

# Leben im VIELVÖLKER-VIERTEL

Genf, die internationale Stadt: Ein jeder denkt dabei zuerst an bedeutende Organisationen und globale Diplomatie. Doch multikulturelle Dynamik entfaltet sich dort auch auf ganz andere Art – in einem kleinen Quartier im Schatten der Paläste. Ein Streifzug durch »Les Pâquis«

Von Francis Müller (TEXT) und Fred Merz (FOTOS)

IMPRESSUM GEO SCHAUPLATZ SCHWEIZ VERLAG UND ANZEIGEN Gruner und Jahr (Schweiz) AG, Andreas Baur, Telefon +41 44 269 70 70, gsj.schweiz@guj.de  
REDAKTION geo.schweiz@geo.de, Paul Imhof (Text; paulimho@bluewin.ch), Andri Pol (Bild; apol@bluewin.ch), LAYOUT nimmrichter.ch, Zürich DRUCK Kuncke Druck



Das „Quartier des Pâquis“ in Genf, Sicht auf die Rue de Richemond. Im rosa illuminierten Gebäude treffen sich Genfs Nachtvögel in den angesagten Lokalen Cabaret „Le Must“ und Restaurant „Le Comptoir“



Cricket in der Rue Pellegrino-Rossi. Die Straßen sollen allen dienen – an schönen Tagen gibt es hier Musik, Essen und Flohmarkt

**S**issi merkt sofort, ob sich einer auskennt. Die drei jungen Männer am Nebentisch gehören nicht hierher, auch wenn sie sich in der Bar „L'Aiglon“ geben wie Habitues. Sie witzeln über Sissi. Sissi trägt ein weißes Miniröckchen, eine Bluse mit tiefem Ausschnitt und halbrecherisch hohe Absätze. Doch Sissi ist ein Mann. Einer, den man kennt im „Quartier des Pâquis“. „Ich bin hier aufgewachsen“, sagt er mit klarer Stimme. „Ich bin nicht schwul. Ich ziehe mich einfach als Frau an.“ Nur Auswärtige belächeln ihn. Aber hier, in diesem Viertel zwischen Bahn und Schiff, sind sie es, die auffallen, nicht die Bewohner, mögen die sich noch so schrill und eigenwillig geben.

Vom Genfer Hauptbahnhof an den See ist es nur ein kurzer Spaziergang. Er führt über den grauen Bahnhofplatz in die Rue des Alpes, vorbei an billigen Juweliergeschäften und Telefonshops, und er endet nach einigen hundert Metern am Quai du Mont Blanc, der Edelfront mit Luxushotels wie „Richemond“, „Kempinski“, „Beau-Rivage“ und „President Wilson“. Wer von hier, vom Quai du Mont Blanc, auf den „Jet d'eau“ schaut, aufs Genfer Wahrzeichen, mag kaum glauben, dass er gleichsam mit einem Fuß schon im Pâquis steht. Und Pâquis bedeutet nicht Glanz und Glamour, sondern für nicht wenige Bürger der Stadt das Gegenteil: eine zwielichtige, gar verruchte Welt.

Man hat diese Welt links liegen lassen – im Sinne des Wortes links. Man hat vielleicht ihre Ge-



Myako animiert als „Maskottchen“ das Publikum im „Palais Mascotte“ an der Rue de Berne

rüchewahrgenommen, denn der Weg ins Innere des Pâquis ist ebenfalls kurz, man braucht bloß von der Rue des Alpes links in die Rue de Berne einzubiegen – und ist mittendrin.

**Sissi, 64 Jahre alt**, denkt zurück, an Kindheit und Pferdefuhrwerke. „Früher ist es im Pâquis sauberer gewesen, weniger laut“, erzählt er und nippt an seinem Bier. Als Kind habe er eine feingliedrige Statur gehabt. „Deshalb hat mich meine Mutter Sissi genannt.“ Wie die österreichische Kaiserin, die 1898 hier ermordet worden ist.“ Am Quai du Mont Blanc erinnert ein kleines Denkmal an Opfer und Tat.

Anfänglich sei sein Leben in den üblichen Bahnen verlaufen, erzählt Sissi im Aiglon. Armee, ETH-Studium, Karriere. Es war nicht sein Ding. Er gab Job, Wohnung, Auto, Frauen auf und reiste nach Indien. Warf Pass und Traveller-Cheques weg und wurde

ein Mann ohne Identität. Über die Schweizer Botschaft konnte die Familie Kontakt zu ihm herstellen. Er kam zurück – ins Pâquis. Hier pflegte er seine Mutter während ihrer letzten Lebensjahre. Seit Ende der 1990er Jahre trägt er Frauenkleider. „Es ist eine kleine Sensation, diese Stoffe auf der Haut zu spüren.“

**Was in Hamburg** die Reeperbahn ist und in Zürich die Langstrasse, das bedeutet in Genf die Rue de Berne. Hier reihen sich libanesisches Teestuben, karibische Friseurgeschäfte und jene Art Bars aneinander, deren rote Lämpchen erahnen lassen, dass darin keine philosophischen Lesungen stattfinden. In den Schaufenstern der Läden liegen glasierte Pekingenten und pinkfarbene Stringtangas. In den Hauseingängen warten Prostituierte auf Kunden. Die Straße ist ein architektonischer Wildwuchs, von Arbeiterhäusern aus dem späten 19. Jahrhundert bis zu Betonsünden aus den 1960er Jahren.

**Als Jean Calvin** im Jahr 1536 nach Genf kam, galt die Stadt als unordentlich, anarchistisch. Der Reformator räumte auf, die ganze Stadt – nur im Pâquis blieb seine Lehre wirkungslos.

Der Name Pâquis geht auf den Namen einer Ziegelmanufaktur zurück, die im 15. Jahrhundert in dieser damals ländlichen Gegend außerhalb der Stadt angesiedelt war. Die Genfer trieben ihre Mastschweine, die sie in der Stadt hielten, zum Weiden dorthin. Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die massiven Stadtmauern

zerstört. Aus den Steinen wurden rechtwinklige Häuserblocks errichtet, das Pâquis, und kurz darauf der Bahnhof. Er begrenzt das Viertel auf der westlichen Seite; östlich ist es der See, südlich die Rue des Alpes und nördlich der Parc Mon Repos.

Hinter den Palästen der Reichen am Quai du Mont Blanc wohnten die Arbeiter in Reihenhäusern um die Rue de Berne. Calvinistische Sittenwächter schauten, dass zugezogene Katholiken aus dem Wallis, dem Freiburgischen und später Immigranten aus Italien die Wäsche nicht vor den Fenstern aufhängten. Heute leben 17 000 Menschen im Pâquis, fast ein Zehntel der Genfer Stadtbevölkerung. Mehr als die Hälfte dieser 17 000 sind Ausländer.

**Von Beginn an** war das Pâquis das Viertel für Neuankömmlinge. Kein Zufall, dass es hier früher viele Autowerkstätten gab: „Die hohe Präsenz des Autos widerspiegelt die soziale Mobilität“, sagt Armand Brulhart. Der pensionierte Kunsthistoriker sitzt in einem Café an einem kleinen Platz an der Rue Plantamour. Er trägt ein graues Jackett, zündet sich ein Zigarillo an. „Das Pâquis verkörpert den freien Geist von Jean-Jacques Rousseau, auch wenn der auf der anderen Seeseite aufgewachsen ist, in Saint-Gervais.“

Das Quartier hat Anarchisten, Kommunisten und Agnostiker angezogen. „In den Tabakgeschäften sind subversive Zeitschriften verkauft worden“, sagt Brulhart. Das gefällt ihm, er schmunzelt. Macht eine Pause, zieht am Zigarillo und zeigt auf ein Gebäude



Einst haben Deutschschweizer Besucher vom Genfer Autosalon vor allem das „Mascotte“ in Erinnerung behalten; seit der Renovation gibt man Varitété und Musik



Vorbereitungen für eine Modenschau im „L'Aiglon“. Das Café im Herzen des Quartiers ist ein Treffpunkt der „Pâquisards“

aus dem späten 19. Jahrhundert. „Dieses Haus ist die Seele des Platzes. Wenn es verschwindet, verliert er Lebensqualität.“

**20 Jahre lang** hat Armand Brulhart in einem Haus um die Ecke gelebt. Jetzt wohnt er in einem anderen Viertel. Immobilienspekulation hat ihn vertrieben, wie viele weitere „Pâquisards“. Der Wohnraum ist begrenzt. Urbane Visionen gibt es kaum. Der Kanton möchte neue Häuserblocks bauen, die Stadt nicht. Einige Einwohner engagieren sich in der Vereinigung „Survivre aux Pâquis“ (Survap) für autofreie Straßen, weniger Lärm durch Musikbars und die Schaffung von Grünflächen. Ansonsten läuft es hier wie überall in vergleichbaren Stadtquartieren: Häuser werden renoviert, Wohnungspreise steigen; ältere Menschen mit kleinen Einkommen wechseln in die Agglomeration, jüngere Leute mit

hohen Einkommen nehmen ihre Plätze ein.

„Viens, ich zeige dir das Pâquis“, sagt Francis Traunig, 54, der an der Rue de Berne ein Kleidergeschäft betreibt. Er geht mit großen Schritten durch sein Quartier, vorbei am Gebäude der „Association pour la musique improvisée“, einem Zentrum für Jazz. Einen Polizisten, der dort mitmusizieren wollte, lehnten die Betreiber aufgrund seines Berufs als Mitglied ab. Diese Engstirnigkeit sei typisch für Genf, sagt Traunig, „bei euch in der Deutschschweiz ist das anders, dort können Reich und Arm, Links und Rechts gemeinsam an einem Tisch diskutieren“.

**Vor einem afrikanischen** Geschäft hält er inne. Im Schaufenster liegen Perücken und bunte CD-Hüllen. „Was für eine Ikonografie! Poetisch und expressiv – fast wie naive Kunst.“ Ein Viertel mit vielen Zuwanderern bringt

## JEAN CALVIN PRÄGTE DIE STADT GENÈVE. IM PÂQUIS BLIEB IHM DER ERFOLG VERSAGT

aber auch weniger angenehme als visuelle Reize mit sich, „Leute, die nachts herumbrüllen und den Abfall auf die Straße werfen, und wir stehen dann ein bisschen hilflos daneben mit unserer guten Genfer Erziehung“.

**Menschen kommen,** Menschen gehen: Die Abwanderung in die Agglomeration „macht das Kleingewerbe kaputt“, sagt der Kleiderhändler, „und damit soziale Bindungen“. Als Freizeit-Fotograf hat Francis Traunig ein Buch veröffentlicht, in dem er lokale Originale in seinem Geschäft zeigt. Charaktere wie den Briefträger Charlie, der immer eine kubanische Zigarre zwischen den Lippen trägt – seit Jahren dieselbe, sagen einige.

**Im Pâquis war es** schon immer ein wenig lauter als anderswo. Im Nachtclub „Palais Mascotte“ an der Rue de Berne wurde Ende des 19. Jahrhunderts gefeiert wie an der Place Pigalle in Paris. Damals war Genf liberaler als das von Frauenvereinen beherrschte Zürich. Später, während den Autosalons zwischen den 1960er und 1980er Jahren, verbrachten manche Deutschschweizer drei Tage im Palais Mascotte – ohne die Au-

**Rue Sismondi.** Das Pâquis bietet Bohémiens Lebensraum und Fremden eine erste Anlaufstation in Genf





Der „Esquive Club de Genève“ an der Rue de Bâle ist der älteste Boxclub der Schweiz, gegründet 1887

tomesse je zu betreten. Nach acht-jährigem Unterbruch ist der Nachtclub wieder geöffnet, man gibt Variétéschows und Auftritte lokaler Chansonniers. Dirnen, die hier einst nicht zuletzt durch ihren üppigen Körperbau – neunzig Kilo und mehr sind verbürgt – Kunden animiert haben, besuchen das Lokal allenfalls noch als Gast.

„Ich möchte nirgendwo sonst leben“, sagt Natalia Solo-Mâtine, Modedesignerin, die an einer Seitenstraße der Rue de Berne ihr Atelier betreibt: „Hier bin ich weder in Genf noch in der Schweiz, ich bin im Pâquis.“ Ihre ersten Lebensjahre hat die Diplomaten-tochter in Moskau verbracht, dann in Algerien, Benin, Russland und in der Schweiz gelebt. Gegensätze hätten sie immer geprägt, sagt sie, klimatische, kulturelle. Ihre Kleiderkollektionen drücken dies aus. Natalia Solo-Mâtine hat einen Jupe hergestellt, der bei Kontakt mit Körperwärme zerknittert und die Farbe verändert. Und eine Hose, bei der die Beine nicht gerade, sondern in Schneckenform verlaufen.

Natalia Solo-Mâtine fühlt sich als „Pâquisarde“. „Das ist ein geistiger Zustand“, erklärt sie, „eine Grundoffenheit.“ Die durchaus in politische Aktivität münden kann, wie im Fall der Bäder. Die Stadtbehörden wollten die alten Bains des Pâquis auf einer Landzunge am Quai du Mont Blanc durch neue ersetzen, doch die Pâquisards widersetzten sich dem Verlust eines Stücks Heimat. Sie konnten eine Volksabstimmung erreichen – und gewannen sie. Die Bäder wurden sanft renoviert.

**Im nördlichen Teil** wird die Rue de Berne ruhiger. Dort liegt das „Pâquis-Centre“, ein Betongebäude mit dem Charme eines architektonischen Realsozialismus. Darin befinden sich staatliche Wohnungen, ein Quartierverein, Sporthallen und eine der größten Schulen der Schweiz. Der Ausländeranteil in den Klassen ist hoch, aber durchmischt. Keine Gruppe dominiert. Viele Jugendliche hängen auf den Straßen herum, spielen Basketball. Das macht Eltern

## IN DIESEM QUARTIER HERRSCHT EIN FREIER GEIST, EINE GRUND-OFFENHEIT

und Lehrern Sorgen, zumal sich Dealer in dieser Gegend aufhalten, seit sie von der Polizei vom Bahnhof vertrieben worden sind.

„Genf ist aufgrund der Personenfreizügigkeit mit einem Kriminaltourismus aus Frankreich konfrontiert“, sagt Jean-Claude Francey, Chef vom Polizeiposten an der Rue de Berne. Genf ist reich, das lockt. In Frankreich sind für gleiche Delikte die Strafen härter als in Genf, das lockt auch. Im Sommer steigt die Kriminalität deutlich an, insbesondere die schweren Verbrechen und Körperverletzungen.

Francey sitzt an einem leeren Tisch in einem kleinen Verhör-raum des Postens. „Wir machen viel Sisyphus-Arbeit“, sagt er. Die Polizei nimmt Kriminelle fest, die Justiz lässt sie wieder laufen. „Es mangelt an Respekt. Da ist, zum Beispiel, ein Dealer auf dem Polizeiposten erschienen und hat Anzeige erstattet, weil ihm ein anderer die Drogen geklaut hat.“ Einmal habe „eine kleine Wurst“ beim Verhör als Beruf „Dieb“ angegeben.

**Für junge Polizisten** bedeutet das Pâquis eine zuweilen abenteuerliche Herausforderung, die älteren sehnen sie sich nach Ab-



Sissi, der Mann in Frauenkleidern mit seinem Rad in den renovierten „Bain des Pâquis“: „Ich lebe mit einem leeren Kopf in einem Zustand des Glücks“

geschiedenheit. Jean-Claude Francey lebt in einem kleinen Dorf in der Waadt. Er hat noch ein Dienstjahr vor sich. Mit 52 gehen Genfer Polizisten in Pension. Der Wechsel wird abrupt sein: vom Pâquis, wo rund um die Uhr etwas los ist, hinein ins stille Landleben.

Francey freut sich darauf. Er macht Musik und wirkt bei Rad-

rennen als Schiedsrichter mit. Er liest viel, er erinnert sich besonders an ein Buch, in dem ein französischer Polizist seine Tätigkeit vor 100 Jahren beschreibt. „Ich würde auch gern mit einem Pferd auf Patrouille durch die Dörfer reiten“, sagt Francey. „Damals gab es keine Handys, die Protokolle wurden von Hand geschrieben.“

**Diese Art Beschaulichkeit** wirkt im Pâquis von heute wie ein anachronistisches Augenzwinkern – allein schon das Sexgewerbe hält die Gesetzeshüter auf Trab. Der Wettbewerb ist hart. Innerhalb von wenigen Jahren ist die Zahl der Prostituierten in Genf von 700 auf mehr als das Doppelte angestiegen. Regelmäßig



Domenico, genannt Pavarotti, Küchenchef im „Café du Cygne“, kam in den 1960er Jahren: „Meine Generation hat sich hier bestens integriert“

trifft neue Konkurrenz ein. Um 2004 ist eine Flut von Transsexuellen angekommen, derzeit drängen Frauen aus der Dominikanischen Republik, aus Rumänien und Bulgarien ins Quartier - oft gezwungen von kriminellen Organisationen oder Clans.

„Mich haben nicht nur finanzielle Beweggründe auf den Strich

getrieben“, erzählt Claudia, knapp 50 Jahre alt. Die gebürtige Italienerin steht am Eingang eines grauen Häuserblocks an einer Seitenstraße der Rue de Berne, wo sie ihr Apartment hat. Sie trägt ein kurzes, rotes Lackkleid und hohe Stiefel. Sie hatte einen angenehmen Bürojob und glaubte an die perfekte Ehe. Bis die Ehe vor

zwölf Jahren innert weniger Monaten zu einem fürchterlichen Albtraum geworden war.

**Im Pâquis lernte sie** eine Hure kennen, ließ sich von ihr ins Metier einführen. „Ich hatte meine Rache an den Männern“, erzählt sie. „Das ist lächerlich, natürlich. Am Anfang habe ich kaum

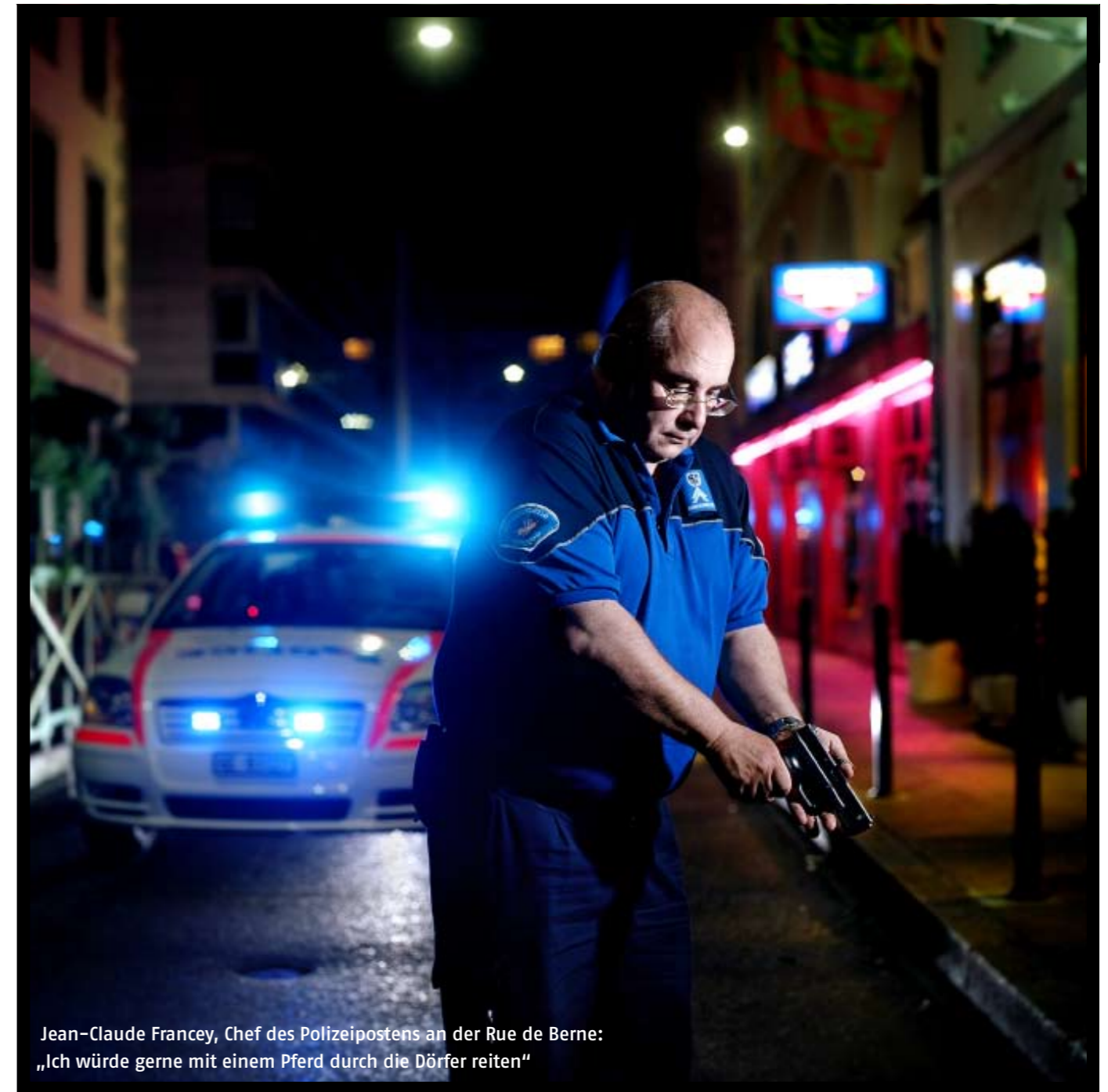


Claudia in ihrem Apartment an der Rue Pellegrino-Rossi; „Die Nutte braucht ein Pseudonym, sonst kriegt sie Identitätsprobleme“

gewusst, wie man ein Präservativ überzieht.“ Sie lacht, als sie daran zurückdenkt. Das Doppelleben als Sekretärin und Prostituierte habe sie schier in die Schizophrenie getrieben. Sie entschied sich für die Prostitution und den Namen Claudia. „Die Nutte braucht ein Pseudonym, sonst kriegt sie ein Identitätsproblem.“

**Die Zuhälter sind** verschwunden. Dafür werden Wohnungen gemietet, mit Trennwänden unterteilt und zu Wucherpreisen weitervermietet. Das Geschäft mit der käuflichen Liebe wird in Genf liberal gehandhabt. Die „sex worker“ lassen sich bei der Sittenpolizei registrieren, zahlen Versicherungsbeiträge, erhalten

Altersrenten. Zu den neueren Phänomenen gehören die drei Sex Centers im Pâquis. Die Prostituierten zahlen 120 Franken pro Tag, erhalten dafür Infrastruktur, Sauberkeit und Sicherheit. Sie akquirieren auf der Straße, nehmen die Kunden mit ins Zimmer und ziehen die Vorhänge zu. Wo immer der Calvinismus sich ausgebreitet



Jean-Claude Francey, Chef des Polizeipostens an der Rue de Berne: „Ich würde gerne mit einem Pferd durch die Dörfer reiten“

hat, hinterließ er widersprüchliche Werte – furchtbar strenge und überraschend tolerante.

**Einige dieser** Errungenschaften sind auch Grisélidis Réal zu verdanken. Die 2005 verstorbene Prostituierte hat stets auf die Unterscheidung zwischen freiwilliger und erzwungener Prostituti-

on gepocht. Sie hat „Aspasie“ gegründet, eine Vereinigung für die Rechte der Sex Worker. Und sie hat versucht, ihre Identität als Prostituierte in Kunst, Literatur und Politik einzubringen. Sie schrieb. Sie provozierte.

Sie wollte auf dem „Cimetière des Rois“ begraben werden, auf dem „Genfer Pantheon“. Auf die-

sem kleinen, verträumten Gottesacker im Quartier Plainpalais ruhen neben Jean Calvin und General Guillaume-Henri Dufour Nobelpreisträger, Diplomaten, Politiker und kulturelle Größen wie der Schriftsteller Jorge Luis Borges oder die Musiker Frank Martin und Ernest Ansermet. Die Stadtregierung lehnte das Begeh-



**Zimmermädchen im Hotel Kempinski am Quai du Mont-Blanc, dem schicken Ende des Pâquis. Die Suite „Bella Vista“ kostet 37000 Franken pro Nacht**

ren von Grisélidis Réal ab. Sie wurde auf dem Friedhof Petit-Saconnex bestattet. Auf dem Grabstein stand: „Être Courtisane“. Es folgte ein neuer Antrag im Parlament. Diesmal akzeptierte die Exekutive: Wie sie es gewünscht hat, ist die „courtisane“ am 9. März 2009 im „Genfer Pantheon“ beigesetzt worden.

**Francis Traunig**, der Kleiderhändler, ließ nach Grisélidis Tod 25 Straßenschilder mit der Bezeichnung „Rue de Grisélidis Réal“ herstellen. Bei Nacht und Nebel ersetzte er die Schilder „Rue de Berne“ durch die neuen, was in den folgenden Tagen für Tumult und umherirrende Touristen sorgte.

Traunig erinnert sich, dass bei der nächtlichen Aktion eine afrikanische Prostituierte aufgetaucht sei und ihm gedroht habe, die Polizei zu rufen. Er habe ihr erklärt, dass dies eine Aktion für Grisélidis Réal sei, die ihr Leben lang für Rechte und Würde der Dirnen gekämpft habe. „Die Afrikanerin hat nur gesagt: Wer ist das? Die kenn' ich nicht!“

„Ja, ich bin eine Hure“, kommt nun eine ältere Frau daher und mischt sich ins Gespräch. Sie respektiere sich selbst und die Kunden, „anders als die jungen Frauen aus der Karibik dort drüben, die jagen nur hinter dem schnellen Geld her“. Die Männer seien früher mit einem vollen Geldbeutel ins Viertel gekommen, heute würden sie ausgeraubt. „Einst war hier ein bisschen das Paradies. Heute ist alles nur noch Fast Food. Das ist nicht mehr meine Welt.“

**Viele Geschäftsbetreiber** an der Rue de Fribourg würden der Frau beipflichten. Hier lebten einst die Freiburger, später die Spanier. Es gab eine spanische Bank, das spanische Konsulat, eine „Carniceria“ (Metzgerei) und das spanische Gewerkschaftsrestaurant „El Ruedo“.

Die Stimmung sei schlecht, erfahren wir. Eine Bande von 50 Kleinkriminellen aus Nordafrika verunsichere die Straße. Die afrikanischen Geschäfts- und spanischen Restaurantbetreiber wollen, dass die Polizei härter

## FRÜHER HAT DAS VOLK LINKS GEWÄHLT. NUN STIMMT ES EHER RECHTS

durchgreift. Sie verlangen Überwachungskameras. „Ich bin seit Jahrzehnten hier“, sagt ein arabischer Buchhändler. „Ich habe in dieser Straße nie eine fremdenfeindliche Bemerkung gehört. Bis zum Auftreten dieser Bande.“

**Einmal trank er** im Hinterzimmer seiner Buchhandlung einen Kaffee, als ein Typ in den Laden kam und in die Kasse griff. Der Buchhändler rannte dem Dieb hinterher, der verschanzte sich in einem Hospiz für Asylanten. Der Buchhändler rief die Polizei an, die sagte ihm, dort könne sie nicht hineingehen, das führe nur zu politischen Problemen. Das Stimmvolk hat im Pâquis stets links gewählt. Nun stimmt es für die Rechte. Die Zustände sind schuld.

Zurück in der Bar „L'Aiglon“ an der Rue Sismondi, zurück bei Sissi. Der Mann in Frauenkleidern mag sich nicht mit solchen Geschichten quälen. „Ich lebe mit einem leeren Kopf in einem Zustand des Glücks“, sagt er und steht auf, geht zu seinem rosa Klapprad. Dann tritt Sissi in die Pedalen und radelt los, den Quai du Mont-Blanc vor Augen. □

